

Besprechungen.

HARALD HÖFFDING. **Psychologie in Umrissen auf Grundlage der Erfahrung.**

Zweite deutsche Ausgabe, unter Mitwirkung des Verfassers nach der vielfach geänderten dritten dänischen Ausgabe übersetzt von F. BENDIXEN, Gymnasiallehrer. Leipzig, Fues' Verlag (R. Reisland). 1893. 500 S.

Wenn Referent nach wiederholten eigenen Erfahrungen urteilen darf, tritt an diejenigen, von dem es bekannt ist, daß er sich fachmässig mit Psychologie beschäftige, gegenwärtig häufiger als bezüglich einer anderen philosophischen Disziplin aus Laienkreisen die Frage heran, aus welchen Büchern man sein Interesse an den Gegenständen und Resultaten der psychologischen Forschung befriedigen könne, ohne sich auf aktiven kritischen Anteil an derlei Forschungen persönlich einlassen zu können und zu wollen. Referent hatte sich durch solche Fragen immer in einige Verlegenheit gesetzt gesehen: denn man müßte wenig Gefühl für die Art und die Gründe jenes so allgemeinen Interesses gerade an psychologischen Dingen haben, wenn man sich schmeicheln wollte, daß es durch die vom Laien gar nicht zu ahnenden Detailfragen und die allenthalben nur zu mannigfaltigen Versuche einer exakten Beantwortung, wie sie die besten, nach strengen empirischen Methoden vorgehenden Arbeiten der Gegenwart sich zur Aufgabe machen, nicht vielmehr abgestossen, als auch nur teilweise befriedigt werden könne. Der erste Eindruck, den Referent schon von der ersten deutschen Auflage des HÖFFDINGschen Buches empfangen hat, und der sich bei wiederholtem Lesen und Nachschlagen der ersten wie der zweiten Ausgabe immer wieder bestätigte, war der, daß es sich gerade derartigen Bedürfnissen eines natürlichen, noch nicht gleichsam wissenschaftlich verfeinerten oder überverfeinerten Interesses aufs geschickteste anpasse. Bei mäßigem Umfange eine Fülle von Mitteilungen über Erscheinungen aus dem Leben, die man als im engeren Sinne „psychologisch interessant“ zu bezeichnen pflegt, Belegstellen aus der Dichtung, welche sich gleich fern von Trivialität¹ wie von Phantasterei halten, sondern wirklich in geheime Falten und Abgründe der Menschenseele hineinleuchten —

¹ In der sehr verbreiteten *Schulpsychologie* von Dr. JOHANNES CRÜGER wird z. B. aus Dichterstellen im einzelnen induziert, daß „der Erschrockene blaß wird und zittert“, daß „der Freudige lacht und jauchzt“. (4. Aufl. 1892. S. 127) u. dergl. m.

zugleich eine umfassende Berücksichtigung (belegt durch vielseitige Zitate unter dem Text) aller denjenigen neueren und neuesten Bereicherungen des psychologischen Thatachenkreises, welche auch den Fernstehenden wenigstens zuerst manchmal wie Kuriosa anmuten, aber aus bloßer Neugier allmählich ein rein theoretisches Interesse sich abklären zu lassen pflegen; dabei eine auch in den theoretischsten Teilen noch angenehme und leichtflüssige Darstellung (nur ab und zu durch sprachliche Unebenheiten der Übersetzung etwas beeinträchtigt). — Aus Gründen, auf welche wir zum Schlusse dieser Anzeige zurückkommen, scheinen uns diese Vorzüge, wiewohl zunächst nicht eigentlich wissenschaftlicher Natur, doch in hinreichend naher Beziehung zu den Ansprüchen, welche die strengste psychologische Wissenschaft an eine ihrem Gegenstande gewidmete Arbeit zu stellen hat, daß ihrer an dieser Stelle zur Charakteristik des Gesamteindrucks, welchen das Buch hervorbringt, und dem es ja das Bedürfnis einer dritten bzw. zweiten Auflage wohl in erster Linie zu danken hat, gedacht werden durfte.

Da nun aber das Buch seiner eigenen Absicht nach doch auch als vollwichtige wissenschaftliche Leistung, keineswegs als bloße Populärlitteratur oder als Schulbuch genommen sein will, so erwächst für ein an dieser Stelle zu erstattendes Referat die Pflicht, auch den anderen Eindruck nicht zu beschönigen, daß es um die eigentliche wissenschaftliche Exaktheit in Gegenstand und Darstellung nur zu häufig nicht am besten bestellt ist. Wenn dieser Eindruck im folgenden durch Anführung einer größeren Zahl derartiger schwacher Punkte belegt wird, so möge es nicht als eine Zurücknahme des ersten günstigen Urteils gedeutet werden und keinen Leser der Anzeige, bzw. des Buches abhalten, sich einen günstigeren Durchschnittseindruck zu bilden, als er aus dem vorwiegenden Verweilen bei den schwachen Punkten sich ergibt.

In I. „Gegenstand und Methode der Psychologie“ wird mit einer historischen Darstellung begonnen, „wie sich die Vorstellung von dem Seelischen im menschlichen Geschlechte entwickelt hat und sich noch in jedem einzelnen Individuum entwickelt“ (S. 2). Mit S. 20 beginnen Mitteilungen über die Methode der Psychologie, wobei auf S. 28 ff. ein größerer Abschnitt über Experimentalpsychologie gegenüber der ersten Auflage wesentlich umgearbeitet ist.

In II. „Seele und Körper“ folgen auf einige physikalische Begriffsbestimmungen physiologische Mitteilungen (S. 43—71); daß hier mitten in dem Abschnitte (S. 59) Verfasser bekennen muß, „wir haben noch keine ausführliche Charakteristik der Bewußtseinserscheinungen gegeben“, kann man füglich nicht anders denn als einen Dispositionsfehler bezeichnen. Wichtiger als dies sind die Bedenken gegen so ziemlich alle Punkte, die Verfasser zu solcher Charakteristik anführt. Zuerst seine Lieblingstheorie von der Relativität schon der ersten Empfindungen (S. 60); HOBBS' „beständig ein und dasselbe empfinden und gar nicht empfinden, das bleibe sich ganz gleich“, wird beifällig zitiert (S. 60). Ferner: „die früheren Zustände müssen entweder bewahrt oder wieder erzeugt werden können, und die gleichzeitig gegebenen Elemente müssen zusammen-

gehalten werden“ (S. 62); insofern kann „die Erinnerung die psychologische Grunderscheinung genannt werden“ (S. 64); und: „KANT charakterisiert das Bewußtsein mit Recht als eine Synthese, als einen zusammenfassenden Prozeß“. Ist das nicht eine ins groÙe gehende Täuschung durch die Wörter „zusammengesetzt“, „zusammengehalten“, welche Participia passiva keineswegs ohne weiteres auf Thätigkeiten des Zusammensetzens, Zusammenhaltens zu schließsen erlauben (wie u. a. CORNELIUS und MEINONG überzeugend dargethan haben — vergl. *diese Zeitschrift*, VI. S. 428, über den Terminus „verbunden“ u. dergl.).

Seite 71—93 sind den metaphysischen (das sind sie, trotz der Verwahrung S. 72) Theorien von den Beziehungen zwischen „Bewußtseinsleben und Hirnleben“ gewidmet. Verfasser findet eine dualistische und drei monistische Hypothesen denkbar (S. 72), deren letzte: „Seele und Körper, Bewußtsein und Gehirn entwickeln sich als verschiedene Äußerungsformen eines und desselben Wesens“, die These des Verfassers ist. „Die Voraussetzung, daß ein Kausalverhältnis zwischen dem Geistigen und Körperlichen stattfinden könne, widerspricht dem Satze von der Erhaltung der Energie“ (S. 73). Der schon von DESCARTES¹ vorgeschlagene Ausweg, „die Seele ändere nur die Richtung der physischen Bewegung“, nicht aber die GröÙe der Geschwindigkeit und somit auch nicht die aktuelle Energie, „läßt sich nur von denjenigen benutzen, welche einen Sinn damit zu verbinden vermögen, daß die Seele — senkrecht zur Bewegungsrichtung der Hirnteilchen wirke“ (S. 74). Nun, so schlimm, weil so einfach, brauchen wir uns ja den Ausweg wohl nicht zu denken. Vor allem: müßte denn, um eine Beschleunigung normal zum Bahnelement hervorzubringen, das Beschleunigende selbst in der Normale „sitzen“? Treibt doch ein Stromdraht den neben ihm liegenden Magnetpol normal zur Stromrichtung und „sitzt“ nicht normal zu seiner eigenen Richtung. Ehe man sich also durch die Vorstellung, „die Seele wirke senkrecht zu einer Bewegungsrichtung“ schrecken läßt, beachte man, daß dieser Ausdruck selbst doppeldeutig ist, nämlich: „wirke“ von der Senkrechten aus (was nach der Lehre von der Unräumlichkeit des Psychischen überhaupt keinen Sinn hat) oder „wirke“ so, daß die bewirkte Bewegung senkrecht etc. erfolgt. Verfasser scheint aber an dieser einen Stelle überdies selbst gemerkt zu haben, daß der Energiesatz zur Widerlegung des Influxus physicus nicht ausreiche, denn er fährt fort: „Und jedenfalls wird man die vom Beharrungs-

¹ Als 1886 EHRENFELS' „*Metaphysische Ausführungen im Anschluß an Dubois-Reymond*“ (Sitzgs.-Ber. d. Wien. Akad.) erschienen waren, trug mir Prof. BOLTZMANN (damals in Graz) an EHRENFELS die Mitteilung auf, daß mit dem Energiesatz eine Einwirkung des Psychischen auf das Physische nicht unverträglich sei, wenn man annehme, daß diese Einwirkung normal gegen die Niveauflächen erfolge. EHRENFELS hat später öffentlich bei Diskussionen in der philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien diese Anregung acceptiert. Bei einer neuerlichen Unterredung jüngster Tage bejahte mir Hofrat BOLTZMANN die oben angeregte Frage, ob der Satz von der Energie als Integralgesetz überhaupt eine Latitüde lasse, aus der physikalischen Erwägung, daß er die bisherigen Bemühungen der Energetiker, die gesamte Mechanik, ja

gesetze herrührende Schwierigkeit nicht los, da dieses für jede Änderung der Richtung einer Bewegung ja ausdrücklich eine äußere, d. h. eine körperliche Ursache verlangt.“ Oder denkt sich Verf. das Beharrungsgesetz als ein Korrolar des Energiegesetzes? Wenn nein, so möge der neueste Monismus künftighin nicht immer wieder den Energiesatz (der als modernster freilich den meisten am meisten imponiert), sondern ein ausreichendes physikalisches Prinzip zur Widerlegung der dualistischen Kausaltheorien heranziehen. Die Frage spitzt sich also hier darauf zu, ob der Satz von der Energie als Integralgesetz für die differentiale Beschreibung des Systems, auf das er angewendet wird, überhaupt eine Latitüde läßt oder nicht. Wenn ja, so wird ein solcher Ausweg, wenn auch vielleicht in weit feinerer Form, im Auge zu behalten sein, solange sich in den anderen Auswegen, wie z. B. der Parallelismustheorie, noch irgend ein Haar findet. Referent findet z. B. ein solches bei vorliegender Darstellung vor allem in der parteiischen Beschreibung des Thatsächlichen, auf welches sich diese Theorie nach dem Verfasser soll stützen können. Während es bei der Widerlegung des Materialismus sehr richtig geheißen hatte: „was nicht die *Eigenschaften* des Körperlichen hat, das kann nicht die Umlagerung von etwas Körperlichem sein“ (S. 79), lesen wir doch alsbald wieder (S. 85): „Es würde ein sonderbarer Zufall sein, wenn sich die *Merkmale* [der „körperlichen Erscheinungen“ in dem „Bewußtseinsleben“] auf diese Weise wiederholten, ohne daß ein innerer Zusammenhang zu Grunde läge.“ Also angeblich genaueste „Wiederholung“ der „Merkmale“, trotz Fehlens der (oder doch einiger) „Eigenschaften“. Und ebenso wenige Zeilen später wieder die Aufforderung, „die körperliche Wechselwirkung zwischen den Elementen des Gehirnes und Nervensystemes als eine äußere Form der inneren ideellen Einheit des Bewußtseins aufzufassen“; gerade zu dieser „Einheit“, die nach dem Verfasser eines der charakteristischsten „Merkmale“ des Psychischen bildet, giebt es ja aber in der „körperlichen Wechselwirkung“ kein halbwegs ähnliches „Merkmal“. So heißt es denn auch zwei Seiten später (S. 87): „... geistige Existenz hat... die Synthese zur Grundform; und die Synthese setzt Individualität voraus. Die körperliche Welt zeigt uns keine wirklichen Individualitäten“. — Trotz dieser Lücken im Thatsachenmaterial wird die „Parallelismus“-These und die ansie geknüpfte „Zwei-Seiten“-Hypothese gegenwärtig fast allgemein für die plausibelste

die gesamte Physik ausschließlich auf das Energiegesetz zu gründen, für nicht geglückt, ja für aussichtslos halte. Meiner weiteren Frage, ob es für den, z. B. für das Trägheitsgesetz geforderten Begriff „physischer“ Kräfte nötigenfalls genüge, wenn zwar die Wirkung (räumliche Beschleunigung), nicht aber die Provenienz der Kräfte als physische gedacht werde, erwiderte BOLTZMANN, daß es, um von physischen Kräften zu reden, genüge, wenn die physischen Veränderungen als durch irgendwelche Koordinaten, die nicht räumlich, nicht einmal bloß zeitlich sein müssen, eindeutig bestimmt angenommen werden (also nur nicht etwa eine Willensfreiheit oder dergl.). Darüber, ob es solche Kräfte gebe, solle natürlich hiermit noch nichts behauptet sein. — Hofrat BOLTZMANN hatte die Güte, mich behufs vorliegenden Referates zur Mitteilung seiner Bemerkungen zu ermächtigen.

gehalten.¹ Dazu gehörte aber nach Erachten des Referenten die Gegenprobe, ob, wenn man nun wirklich das Physische, und mit ihm also auch das Energieprinzip nur als die „andere Seite“ (sozusagen die Kehrseite — denn das Psychische sollen wir ja erkennen, wie es an sich ist) des Psychischen ansieht, der Energiesatz (bezw. sonstige physikalische Prinzipien, an denen die Influxustheorie scheitern soll) mit den Gesetzen der psychischen Phänomene besser verträglich geworden ist. Soll doch sogar nach dem Verfasser jede Hoffnung, „eine geistige Parallele des Satzes von der Erhaltung der Kraft zu finden“, eitel sein (S. 87).

III. „Das Bewufste und das Unbewufste“ bringt es zu keiner klaren Feststellung auch nur einer Terminologie trotz der Anläufe hierzu (S. 95). Es wird zu zeigen versucht, „daß das Unbewufste mit dem Bewufsten verwandt ist, so daß der Unterschied sowohl auf der psychischen, als auch auf der physischen Seite (!) nur ein Gradunterschied wird“. S. 101 wird z. B. FECHNERS Erzählung vom Nachbild der Ofenröhre so interpretiert: „Der physische Reiz war derartig geschehen, daß die Empfindung des Sehens entstehen konnte.“ Woher weiß der Verfasser, daß die Empfindung nicht wirklich entstanden war und nur nicht bemerkt oder sogleich wieder vergessen wurde? — Die in der ersten Auflage den Schluß von III bildende längere Stelle, welche zeigen sollte, „daß die Psychologie nie wird eine exakte Wissenschaft werden können“, ist in der zweiten Auflage ohne einen Ersatz weggelassen.

IV. „Einteilung der psychologischen Elemente“ nennt als „jetzt allgemein“ die Dreiteilung in Erkennen, Fühlen, Wollen. Das Urteil ist hier überhaupt nicht erwähnt, seine Annahme als Grundklasse nicht einmal zu widerlegen versucht und später (S. 241) sehr kurz das „logische Urteil“ als „bewufste und bestimmte Verbindung von Begriffen“ definiert, betreffs des „ursprünglichen Urteils“ eine der WUNDTschen Zerlegungstheorie ähnliche gestreift. Die „Differenzierung“ bedeute überhaupt nur „das Überwiegen verschiedener Elemente in verschiedenen Zuständen, nicht aber deren vollständige Trennung“. Giebt es nicht ein Drittes? Muß z. B. die „Gefühlsseite eines Vorganges“ „überwiegen“, damit wir sie als Element in der psychologischen Theorie abstrahierend festhalten können?

V. „Die Psychologie der Erkenntnis“ behandelt unter A. die Empfindung. Es lasse sich „nicht zwischen Hauptfarben und zusammengesetzten Farben unterscheiden“ (S. 135), wohl aber sei „mit jedem Farbenreiz ein farbloser Lichtreiz verbunden, welcher . . . in deutliche farblose Empfindung . . . übergeht“ (?). Empfinden und Auffassen des Empfindens oder Empfundenen werden beinahe nirgends auseinandergehalten: Z. B. dem von FRANZ operierten Blindgeborenen „. . . verwirrten (die verschiedenen Gegenstände) das Gesicht, so daß er zuletzt gar nichts sah; die einzelnen Eindrücke bringen ein Chaos hervor, welches be-

¹ Z. B. PAULSEN (*Einleitung in die Philosophie*, 1. Aufl. S. 90) rühmt ausdrücklich die „einsichtige Erörterung dieser Fragen“ seitens HÖFFDINGS *Psychologie*.

stimmtes Auffassen unmöglich macht.“ (S. 142). Mag man finden, daß das Auseinanderhalten von Empfinden und Auffassen, wie es am nachdrücklichsten STUMPF von Anfang seiner Tonpsychologie an urgiert hat, noch immer psychologische Geschmacksache, nicht ausgemachte Pflicht sei, wie sie ein stringent erbrachter Beweis jedem Mitforscher auferlegt; eine offenbare Konfusion aber ist es, wenn die These, „es müsse sich ein Hintergrund finden, im Verhältnis zu welchem die neue Empfindung hervortreten kann“ (S. 142), durch den langsam gekochten Frosch bewiesen wird, weil dieser nicht die geringste — — man erwartet zu lesen: Empfindung dabei hatte“, liest aber in Wirklichkeit — —: „Bewegung ausführt“. Hiernach darf man sich nicht wundern, wenn die nächsten Beispiele fortwährend von Merken (S. 143, Z. 16, 17, 19 u. f.) reden, wo man Empfinden erwarten würde. Und doch sollen diese Thatsachen des Verfassers „Beziehungsgesetz“ beweisen. Den Einwürfen STUMPFs erwidert Verfasser in einer längeren Anmerkung (S. 152), die sich ebenso schon in der ersten Auflage gefunden hatte. Der Satz in ihr: „Wie man sieht, verwirft STUMPF selbst eigentlich nicht das Beziehungsgesetz“, ist zum mindesten euphemistisch, denn eine Erwähnung, daß STUMPF (*Tonpsychol.* Bd. I.) im Beziehungsgesetz nicht weniger als fünf heterogene und immer nur teilweise haltbare Behauptungen unterschieden hat, vermißt man — um so mehr natürlich jeden Versuch einer Entkräftigung dieses Vorwurfes.

Es folgt der umfangreiche Abschnitt V. B. „Vorstellung“ (S. 161 bis 250); also Vorstellung hier in dem engeren Sinne der Phantasie- (im Gegensatz zur Wahrnehmungs-) Vorstellung verstanden. Der Verfasser hat bekanntlich diesem Kapitel besonders eingehende Untersuchungen gewidmet (*Vierteljahresschr. f. wissensch. Philos.* 13. u. 14. Jahrg. „Über Wiederkennen, Assoziation und psychische Aktivität.“). Vieles von dem dort zuerst Mitgeteilten ist in die zweite Auflage erweiternd, öfters auch berichtigend gegenüber der ersten aufgenommen. Verfasser beginnt auch hier gleich mit seiner Theorie des „unmittelbaren Wiedererkennens“ (wir lesen hier öfters Wiedererkennen im Unterschied von den genannten Abhandlungen in der *Vierteljahresschrift*, wo es überall „Wiederkennen“ heißt). Es ist jedenfalls eine höchst beachtenswerte und vom Verfasser richtig beobachtete Thatsache, die er in vielen Beispielen vorführt: „Ein einzelner Gesichtszug, ein Farbenton des Himmels, ein zufällig gehörtes Wort können uns bekannt vorkommen, ohne daß wir im stande wären, oder sogar ohne daß wir das Bedürfnis fühlten, sie auf bestimmte frühere Erlebnisse zurückzuführen. Sie erscheinen uns anders als ganz neue Empfindungen(?). Sie haben ein anderes Gepräge. Ebenso, wenn wir nicht im stande sind, einen Namen ins Gedächtnis zurückzuführen, während wir bei dessen Nennung sogleich darüber im reinen sind, daß dieser der gemeinte war. Auch hier ist das Wiedererkennen unmittelbar, der Name klingt uns unmittelbar bekannt. Der Unterschied zwischen dem, was uns als bekannt, vertraut, heimisch, und dem, was uns als neu und unbekannt erscheint, läßt sich nicht näher beschreiben. Dieser Unterschied ist ebenso einfach und unmittelbar gegeben, wie der Unterschied zwischen Rot und Gelb oder zwischen Lust und Unlust. Wieder-

holte Empfindungen können sich uns mit einer eigentümlichen Qualität darstellen, die man Qualität der Bekanntheit nennen könnte, als Gegenteil der Qualität der Fremdheit“. (S. 163). — Man sieht, daß schon der Satz: diese „Qualität“ lasse sich „nicht näher beschreiben“, eine bestimmte Theorie enthält; und in der That unternimmt es der Verfasser, die Thatsache trotz ihrer Unbeschreibbarkeit zu „erklären“, wobei er findet, wir seien „wie so oft hinsichtlich der physiologischen Seite der Sache günstiger gestellt als hinsichtlich der psychologischen“. In ersterer Hinsicht wird „die Abänderung, welche die Empfindung durch Wiederholung erleidet, durch das Gesetz der Übung erklärt. Der einzige Unterschied (?) zwischen dem Bekannten und dem Neuen ist ja der, daß jenes einem wiederholten, dieses einem neuen Eindruck entspricht“. „Das Wiedererkennen und die Bekanntheitsqualität entsprächen... der Leichtigkeit, mit welcher vermöge der erworbenen Disposition zu molekularen Umlagerungen . . . die Umlagerung bei Wiederholung des Eindrucks geschähe“. „In psychologischer Beziehung“ hat das unmittelbare Wiedererkennen etwas vom Charakter sowohl der Empfindung, wie der Vorstellung (S. 164). „Diese mittlere Stellung zwischen Empfindung und Vorstellung können wir theoretisch dadurch ausdrücken, daß im Wiedererkennen sowohl ein Vorstellungs- als ein Empfindungselement vorhanden ist. Nennen wir letzteres A , ersteres a , so können wir das Wiedererkennen durch $(A + a)$ oder $\left(\begin{smallmatrix} a \\ A \end{smallmatrix}\right)$ ausdrücken, indem wir durch die Klammer bezeichnen, daß wir nur mittelst Abstraktion zwischen den beiden Elementen unterscheiden, die sich in der That nicht sondern lassen.“ — In der *Vierteljahresschrift* Jahrg. 13, ist S. 431 ff. näheres zu lesen über die „größere Leichtigkeit“, mit welcher bei der Wiederholung der Zustand eintritt, die Moleküle seien „leichter aus dem Gleichgewicht zu bringen“ (S. 432). Wenn es nun aber (ibid. S. 433) heißt: „Das Wiedererkennen oder vielmehr die Bekanntheitsqualität bildet dann das psychologische Korrelat der größeren Leichtigkeit, mit welcher eine Änderung in der Lagerung der betreffenden Hirnmoleküle hervorgebracht wird“, so dürfte gerade in dieser Behauptung eines „Korrelates“ auffallend werden, wie ganz inkongruent die physiologische und psychologische Erklärung sind; denn wie soll ich von jener „Leichtigkeit“ etwas wissen, wie soll ich mir vorstellen, daß sie überhaupt ins Bewußtsein falle, wenn nicht vorher gezeigt ist, ob und inwiefern es etwa in einem nicht physiologischen, sondern psychologischen Sinne schwer ist, überhaupt zu einer Empfindung oder Vorstellung zu kommen? Erst a. a. O., S. 444, findet sich, allerdings schon in anderem Zusammenhange, ein Satz, in dem von „leichter“ auch in psychologischem Sinne die Rede ist, nämlich: „Wenn ich ein gutes Buch zum zweiten Male lese, beruht der besondere Genuß (den man den Genuß des Wiedererkennens nennen kann) sicherlich nicht darauf, daß ich ununterbrochen daran denke, was nun kommen wird, und fortwährend diese, nicht besonders zweckmäßige Erwartung bestätigt sehe. Derselbe beruht dagegen darauf, daß jeder einzelne sich darstellende Zug leichter in mein Bewußtsein hineinschlüpft

oder in diesem mit der Qualität der Bekanntheit entsteht.“ Also hier wäre doch eine psychologische Beschreibung gegeben: „Mit der Bekanntschaftsqualität entstehen“ = „leichter in das Bewußtsein hineinschlüpfen.“ Ob sich nur unter letzterem schon in der Beschreibung etwas sonderbar klingendem Vorgange noch etwas denken läßt? Wenn nicht, so ist es für des Verfassers obige These, der Unterschied zwischen Bekannt und Unbekannt sei „einfach und unmittelbar“, in einer Hinsicht gut; wie verträgt's sich aber dann mit der ebenfalls behaupteten „mittleren Stellung zwischen Empfindung und Vorstellung?“ Referent glaubte, diese Frage urgieren zu sollen, eben weil das Faktum an sich gewiß alle Beachtung verdient, und ferner, weil er (nach den in den Aufsätzen über „Psychische Arbeit“, *diese Zeitschrift* Bd. VIII, vertretenen Auffassungen) allem, bei dem ein psychisches „Leichter“ und „Schwerer“ in Betracht kommt, sozusagen aus persönlichem Interesse jede mögliche Klärung wünscht. Deshalb hier nur noch ganz kurz die Anregung: Durfte in einer Untersuchung über „Wiedererkennen“ und „Wiedererkennen“ das „Erkennen“, zu dem doch sonst ein Urteil für ein wesentliches Erfordernis gilt, so ganz aus dem Spiele bleiben?

Betreffs der sehr eingehenden Darstellung des Ineinandergreifens von „freiem Vorstellungslauf, Wahrnehmung, gebundener Vorstellung, Empfindung“, die (S. 170) durch die Schemata eines „horizontalen“ und eines „aufwärts gehenden Stromes“ dargestellt sind, sei auf das Buch selbst verwiesen.

S. 181—195 erörtern die Ichvorstellung, wobei S. 185 eine „formale“ und eine „reale“ (gemeint ist eine inhaltliche) Einheit auseinandergehalten werden. — Es folgen interessante Mitteilungen über Nachempfindungen, FECHNERS Erinnerungsnachbild (Verfasser fügt den Begriff Erinnerungsnachbild eines Nachbildes bei, S. 196), Illusion, Halluzination, Pseudohalluzination (S. 198) u. s. f. Mit S. 208 beginnt eine ausführliche Theorie der Assoziation ebenfalls im Anschluß an die angeführten Untersuchungen in der *Vierteljahresschrift*. Es folgen: Einzelvorstellungen, Individualvorstellungen und Gemeinvorstellungen; „Bildung freier konkreter Individualvorstellungen (Phantasie)“.

In V C. „Zeit und Raumauffassung“ hält der Verfasser „eine Empfindung oder ein Gefühl, welches.. den verhältnismäßig festen Hintergrund abgibt, im Gegensatz zu welchem das Wechseln, die Succession deutlich hervortreten kann“ für „eine notwendige Voraussetzung für das Entstehen der Zeitauffassung“ (S. 251). „Die unmittelbare Auffassung des Unterschiedes oder Gegensatzes zwischen dem Konstanten und dem Wechselnden ist indessen nur eine Zeitempfindung (!), keine Zeitvorstellung (S. 252). Also doch wieder eine „Zurückführung“ der Zeit auf psychologisch Andersartiges? Und zwar wieder eine „Empfindung“ definiert als „Auffassung“. Auch die immer wiederkehrende Behauptung, „die Zeitvorstellung setzt also zweierlei voraus: 1. Das Bewußtsein der Veränderung, der Succession“ u. s. f. (S. 253) sollte doch einmal an der Analogie geprüft werden, ob wir den Raum, genauer örtliche Verschiedenheiten, nur vorzustellen vermögen, wenn diese auch von qualitativen Verschiedenheiten begleitet sind. Indem der Verfasser später (S. 275 ff.) die Theorie der

Lokalzeichen annimmt (STUMPFs Einwendungen, zuletzt *diese Zeitschrift* IV. Bd. S. 70—73, sind nicht berücksichtigt), wäre diese Frage freilich für ihn kein Bedenken. — Ferner (S. 259): „Eine absolut gleichmäßige Zeit ist ein Ideal. Nur in der symbolischen Darstellung der Zeit als einer Linie ist absolute Gleichmäßigkeit vorhanden.“ Heißt aber „gleichmäßige Zeit“ überhaupt etwas? Gleichförmig oder gleichmäßig heißen Bewegungen oder sonstige Veränderungen, wenn die Veränderungen des Zeitinhaltes, z. B. Ortsdistanzen, Steigerung der Tonintensität bei dem gleichmäßigen Crescendo u. dergl., den Zeitstrecken proportional sind. Auch wieder ein bedenkliches Analogon zu den „ebenen und krummen Räumen“. — In Sachen des Raumes (S. 260—281) macht der Verfasser dem Nativismus einige freilich sehr verklausulierte Zugeständnisse. Ob z. B. folgendes eins sein soll, ist nicht ganz klar: „Nur bei zwei von unseren Sinnen, dem Gesichte und dem Gefühle (?), spielt die Raumform eine durchaus überwiegende Rolle für uns; beim Gehör, Geruch und Geschmack ist die Lokalisation nicht ursprünglich vorhanden [also: bei jenen zwei ist sie ursprünglich vorhanden?]; bei diesen haben wir nur mit der Deutlichkeit und Qualität der Empfindungen zu thun. Die eigentliche, bestimmte Raumanschauung ist.. an die Gesichtsempfindungen geknüpft.“ — Daß die Berichte über operierte Blindgeborene, wie STUMPF gezeigt hat, viel mehr für als gegen den Nativismus beweisen, wird nicht beachtet. Der Satz S. 272 unten: „auch hier kann ihm die Erfahrung des Tastsinnes geholfen haben“, läßt gänzlich unklar, wie „die Übersetzung aus der Sprache des einen in die des anderen Sinnes“ zu erfolgen begonnen haben soll. Dem „Zugeständnisse, das hier dem Nativismus zu machen ist“ (S. 272), thut es keinen Abbruch, wenn „die unmittelbare.. Flächenauffassung sehr undeutlich und leicht abänderlich ist“; vollends welcher Nativist verlangt, daß „von Anfang an das Raumverhältnis für sich allein aufgefaßt werden könne“ (S. 273); und wenn es (S. 277) von der empiristischen oder (?) genetischen Theorie heißt, „ihre Hauptschwierigkeit liegt an dem Punkte, wo es angenommen wird, daß der Übergang aus der Reihe der Gesichts-, Berührungs- und Bewegungsempfindungen in die Auffassung des sinnlich Wahrgenommenen als eines Ausgedehnten stattfindet. Es tritt hier eine neue Qualität hinzu, die an keinem der Elemente vorausgesetzt wird und die die genetische Theorie nicht zu erklären vermag“ — so ist hiermit eigentlich eingestanden, daß sie nichts zu erklären vermag, nämlich eben das nicht, was die Nativisten für wirklich ursprünglich, für eigentliche Raumempfindung erklären.

In D.: „Die Auffassung des Wirklichen“ wird nach der Stellung des Problems, „wie es zugeht, daß das Bewußtsein in dem Inhalte seiner Empfindungen .. eine von ihm selbst unabhängige Wirklichkeit erblickt“ (— wobei die doch vor allem nötige Beschreibung, worin der „naive Realismus“ eigentlich besteht, ausführlicher sein könnte und das Betonen der unmittelbaren Existenzialurteile vermissen läßt), eine Theorie des Kausalbegriffes und des Kausalsatzes gegeben (S. 291—297); schließlic wird „die Frage nach den Grenzen der Erkenntnis“ unter Ausgehen vom Beziehungsgesetze in fünf Punkten beantwortet.

Den Abschnitt VI „Die Psychologie des Gefühles“ darf man wohl den gelungensten des ganzen Buches nennen. Hier hat der Verfasser Gelegenheit, die eingangs gewürdigten Vorzüge seiner Darstellung besonders ausgiebig zu bethätigen, indem es ja das Gefühl vor allen anderen Klassen seelischer Vorgänge ist, welches dem naiven Interesse am nächsten steht, wogegen für Mängel in der Exaktheit die anerkannten Schwierigkeiten dieses Kapitels unter allen Umständen eine Entschuldigung bieten.

In A. „Gefühl und Sinnesempfindung“ formuliert der Verfasser die Aufgabe, „zu zeigen, welchen Gesetzen gemäß und auf welchen Wegen sich die höheren Formen des Gefühlslebens aus den elementaren, an die unmittelbaren Sinnesempfindungen geknüpften Gefühlen entwickeln“ (S. 304). Indem der Verfasser zu zeigen sucht, „wie die verschiedenen Gefühle durch die verschiedenen Erkenntniselemente entstehen, die mit den Gefühlselementen verbunden werden“ (S. 304), scheint er in der brennenden Frage (die allerdings nicht ausdrücklich formuliert wird), ob es neben dem qualitativen Unterschiede von Lust und Unlust noch feinere Qualitätsunterschiede der Gefühle gebe, für das Nein Stellung genommen zu haben. So S. 309: „Als Gefühlselement betrachtet, ist der Schmerz einfach und bietet keine Verschiedenheit dar.“ — Bedenklich ist der Satz: „wir haben hier ein Gefühl von unserer Existenz überhaupt“ — „Lebensgefühl“ (S. 310); hierher gerechnet werden die „Gefühle“ von Kraft, Mattigkeit, Leichtigkeit, Freiheit, Unruhe, Angst, Hunger, Durst. Es folgen die einzelnen Sinnesgefühle.

In B. „Gefühl und Vorstellung“ (S. 321 ff.) kommt der Verfasser auf die schon in IV aufgestellte These zurück, „als primitives Bewustseins-element ist das Gefühl schon gegeben, bevor Empfinden und Vorstellen irgendwelchen Einfluß ausüben können“, was — von prinzipiell gegen-
teiligen Überzeugungen des Referenten zu schweigen — schlecht zu obiger einleitender Formel von den „elementaren, an die unmittelbaren Sinnesempfindungen geknüpften Gefühlen“ und auch schlecht zu den unmittelbar auf S. 321 folgenden Bestimmungen stimmt, wo gesagt wird: „Es ist also nur eine Abstraktion, wenn wir von bloßen Gefühlen ohne jegliches Element der Erkenntnis reden“. Wenn Verfasser wirklich dieser letzteren Überzeugung (die Referent für die richtige hält) treu bliebe, wie dürfte er wieder einige Zeilen später sagen: „Ein Gefühl der Lust oder Unlust wird naturgemäß eine Assoziation mit der Vorstellung dessen eingehen, was beim Entstehen des Lust- oder Unlustgefühles eine Rolle zu spielen scheint, also der wirklichen oder anscheinenden Ursachen desselben. Bevor eine solche Assoziation eintritt, hat das Gefühl keine Richtung oder kein Objekt, ist also nicht Gefühl an etwas oder für etwas.“ Nicht geringere theoretische Bedenken erweckt die (aus einem von DARWIN entlehnten Beispiele über Zornmütigkeit eines Kindes abgeleitete) These: „sobald das Gefühl wegen der Verbindung mit der Vorstellung von dessen Ursache einen bestimmten Gegenstand und eine bestimmte Richtung erhält, nimmt der Zustand einen aktiven Charakter an, so daß es unmöglich wird, Gefühle und Willen scharf zu sondern“. Dieser These gemäß ist es, daß zunächst

Instinkt, Trieb und Begierde (Begehren) behandelt werden, was man, da der Verfasser von der Psychologie des Gefühles die des Willens trennt, wohl mehr in dieser als in jener suchen würde. (S. 442 sucht Verfasser diese Vorwegnahme zu rechtfertigen.) In der Frage nach einer Gefühlsassoziation: „Kann das Gefühlselement eines geistigen Zustandes das Gefühlselement eines anderen geistigen Zustandes anziehen, oder geschieht der Übergang stets durch Verbindung der Erkenntniselemente?“ (S. 331) entscheidet sich der Verfasser für das letztere. — Von S. 336, wo den angeführten allgemeinen Theorien sogleich das aktuelle Problem von den „egoistischen und sympathischen Gefühlen“ folgt, werden die Versuche „alle Sympathie als verstohlene Eigenliebe zu erklären,“ zurückgewiesen, und Mutterliebe wie Geschlechtsliebe für unmittelbar altruistisch erklärt. — Bis zum Schlusse des Abschnittes S. 423 findet sich jene Fülle feiner und lebhafter Bemerkungen, welche die Lektüre dieses Teiles zu einer so angenehmen machen. Man sehe S. 359 über das Egoistische der Sentimentalität, S. 365 über die Beziehungen zwischen ethischem und religiösem Gefühle u. dergl. mehr.

In D. „Die Physiologie und Biologie des Gefühles“ wird JAMES' und KARL LANGES Umkehrung von Gefühl und Gefühlsäußerung zurückgewiesen (S. 378) und ARISTOTELES' Theorie, daß das „Lustgefühl an jede natürliche und normale Lebensthätigkeit geknüpft sei“, als die „noch jetzt gewöhnlichste und wahrscheinlichste“ bezeichnet.

In E. „Die Gültigkeit des Beziehungsgesetzes für die Gefühle“ macht sich's der Verfasser natürlich ebenso leicht, wie sonst mit diesem seinen Lieblingsgesetze. Wenn es z. B. gleich nach der Regel von der *fortune physique* und der *fortune normale* heißt: „Jedes Individuum hat an der Grundstimmung, die sein Leben beherrscht, einen praktischen Maßstab, ein Niveau, welches seine Gefühle nur in einzelnen Augenblicken übersteigen und unter welches sie ausnahmsweise sinken“ (S. 384), so spricht die ihr zugegebene Möglichkeit eines konstant bleibenden und doch gefühlten Gefühles denn doch viel mehr gegen, als für die Notwendigkeit solcher Beziehung. Freilich ist eine „Grundstimmung“ eigentlich kein Gefühl, sondern eine Gefühlsdisposition (welchen Unterschied der Verfasser auch bei seinem Eintreten für objektlose Gefühle, „natürliche Keckheit und Angst“, zu wenig beachtet hat); aber indem die angeführte Stelle die Grundstimmung direkt in Vergleich zieht mit aktuellen Gefühlen, begiebt sich der Verfasser des Rechtes, sein Beziehungsgesetz gegen den angeführten Einwurf gesichert zu halten.

Im letzten Abschnitte: „F. Der Einfluß des Gefühles auf die Erkenntnis“ (S. 411 ff.) folgen sehr gute und eingehende Unterscheidungen a) einer antizipierenden und realisierenden, b) einer idealisierenden Wirkung, c) eines anspornenden und anregenden Einflusses des Gefühles. Daß Verfasser (S. 421) mit WUNDT „die Analogien der Empfindungen“ ganz auf die Gleichheit der Gefühlswirkung schiebt, ohne eine Ähnlichkeit zwischen Empfindungsmerkmalen für sich anzuerkennen, läßt gerade jene Gleichheit der Wirkung auf das Gefühl selbst unerklärt, ja würde sie geradezu unerklärlich machen.

In VII. „Die Psychologie des Willens“ (S. 424—487) wird unter

A. „Die Ursprünglichkeit des Willens“ der Wille wieder (wie in Abschnitt IV) „als die primitivste, oder als die am meisten zusammengesetzte und abgeleitete seelische Äußerung“ bezeichnet; letzteres, wenn man „einen Willen nur bei bewußter Wahl statuiert“, ersteres, „wenn man unter dem Willen alle bewußte Aktivität und hierin auch die mit der Empfindung und dem Gefühle verbundenen unwillkürlichen (spontanen, reflektorischen und instinktiven) Handlungen zum Willen rechnet; letzterer Sprachgebrauch wird der natürlichere sein“. Referent meint, daß bei aller Definitionsfreiheit letztere Anwendung des Begriffes Wille ebenso gewiß zu weit, wie erstere zu eng wäre; insbesondere dürfte geradezu eine Unbestimmtheit des vom Verfasser gegebenen Begriffes der „Aktivität“ hiermit verraten sein. — Nach Darstellung der „physiologischen Vorgeschichte des Willens“ (bis S. 430), wird wieder behauptet, „daß das Beziehungsgesetz auf dem Gebiete des Willens Gültigkeit hat: jedes Wollen [trotz des obigen „natürlicheren“ Sprachgebrauches?] besteht in einem Vorziehen, beruht also auf einer Beziehung“ (S. 431). Nach Erörterungen über unwillkürliche und willkürliche Aufmerksamkeit wird ein „Sichanschicken oder inneres Vorbereiten“, welches „sich nicht näher beschreiben . . und sich nur durch unmittelbare Selbstbeobachtung erkennen läßt“, als „das fundamentale Element im Bewußtsein einer willkürlichen Bewegung“ bezeichnet. Wäre es nicht zweckmäßig, dieses Element mit einem besonderen Namen, etwa Begehren, zu versehen? Die eigentliche Aufgabe einer deskriptiven Psychologie des Willens, von der Referent bekennt, daß sie ihm durch die üblichen synthetischen Darstellungen, wie aus dem Triebe u. dergl. der Wille hervorgeht, keineswegs befriedigend erledigt zu sein scheinen, bestände dann darin, durch Determination dieses generellen Elementes „Begehrung“ die einzelnen *species*: Wollen, Wünschen, Streben, Entschluß u. s. f. zu definieren, oder, wenn das immer noch zu schwierig sein sollte, wenigstens diese *species* gegeneinander distinguierend abzugrenzen. Sehr brauchbare Beiträge zur Lösung dieser, wenn auch vom Verfasser nicht in dieser Weise ausdrücklich formulierten Aufgabe bringt der nächste Abschnitt B: „Der Wille und die anderen Bewußtseinselemente“; wertvoll, wenn nicht als definitive Lösungen, so doch als Anregungen zu fleißiger Beobachtung der in Betracht zu ziehenden psychischen Einzelphänomene. So wird z. B. der Wunsch (S. 446), der gewöhnlich über dem vielen Reden von Trieben u. dergl. dem eigentlichen Wollen gegenüber zu kurz kommt, in einigen, allerdings kurzen und nicht ganz einheitlichen Bestimmungen zur Sprache gebracht. Es folgen Erörterungen über Vorsatz und Entschluß (S. 448) und über die Wahl (S. 450), wobei die Gleichstellung, „die Wahl heißt auch Entschluß“, schwerlich mit dem Sprachgebrauche stimmt. S. 461 wird der Entschluß zutreffender beschrieben als „Abschluß der ganzen bewußten Debatte“. Was dazwischen, z. B. über die Rückwirkung des Willens auf das Gefühl, über die Kunst der Selbstbeherrschung (S. 453), über die Möglichkeit, den eigenen Willen zu wollen u. dergl., gesagt wird, darf als wirkliche Seelenkunde im praktischen Sinne bezeichnet werden; so auch in der Analyse Hamlets (S. 460) „das Problem, ob sich anstatt der verlorenen Sicherheit eine

neue erwerben läßt“. Um so bedenklicher sind gleich wieder die folgenden theoretischen Antworten auf die Frage, „woher wir wissen, daß wir wollen“ (S. 462). „Was wir in unserem Bewußtsein erfahren, wenn wir wollen, das läßt sich bei näherer Untersuchung auf Elemente der Erkenntnis und des Gefühles zurückführen.“ Auf die Frage: wie unterscheiden wir den Wunsch von dem Entschluß? wird geantwortet: „In der Praxis verlassen wir uns hier auf unsere unmittelbaren Gefühle (?).. Wir können hier nur bis zu einem praktischen Glauben an uns selbst gelangen, der sich auf unsere Selbsterfahrung und die Kenntnis unseres Charakters stützt. Jedenfalls ziehen wir einen Schluß, der keine unmittelbare Thatsache ist ..“ (S. 464). Hat der Verfasser hier auseinandergehalten: einerseits den deskriptiven Unterschied zwischen Wünschen und Wollen, falls je ein Phänomen der einen und der anderen Art fertig vor unserer inneren Wahrnehmung (genauer: der auf das jüngst vergangene Ereignis zurückschauenden frischen, an Frische einem Erinnerungsnachbilde ähnlichen psychologischen Erinnerung) vorliegt; und andererseits den oft, z. B. von SCHOPENHAUER, beschriebenen Fällen, wo zwischen Entschluß und Ausführung noch ein Zeitintervall liegt, währenddessen sich freilich an den Teilbedingungen für das im Augenblicke der Ausführung noch einmal einsetzende Wollen schon wieder etwas geändert haben kann? Für den letzteren Fall kann freilich auch die Erkenntnistheorie nichts als einen Schluß, und zwar einen Kausal- und daher nur Wahrscheinlichkeitsschluß garantieren. Beweist das aber etwas gegen die Lösbarkeit der ersteren deskriptiven Aufgabe?

Im Schlußkapitel C. „Der individuelle Charakter“ wird letzteres Wort so allgemein genommen, daß z. B. auch die Temperamente zur Sprache kommen. Indem der Verfasser drei Gegensätze: Lust—Unlust, Stärke—Schwäche, Geschwindigkeit—Langsamkeit einführt, erhält er acht Temperamente. Daß hierbei in den vier herkömmlichen sich die Merkmalspaare düster—stark, bzw. hell—schwach jedesmal zusammenfinden, hätte die Frage nahe legen können, ob es sich hier nicht doch um einigermaßen konsekutive Merkmale statt ganz unabhängig variabler handle. Natürlich wird die Frage der Erbllichkeit erörtert; „an den physischen, sozialen und angeerbten Verhältnissen haben wir die Elemente, aus denen der Bau der Individualität von vornherein aufgeführt wird“; aber „die Forschung kann und muß gestehen (S. 483), daß es ihr nicht gelingt, bei dem Individuellen den Tüttel über das Jota zu setzen, daß es hier stets etwas giebt, das ihr entschlüpft, — daß die Individualität deshalb als eine irrationale Größe erscheint, die sich nur annähernd bestimmen läßt“ (S. 484). „SPENCERS Theorie erinnert an PLATOS mystische Lehre von der Erkenntnis als der Erinnerung aus der Präexistenz“ (S. 486). Was zum Schlusse des Buches als „erkenntnis-theoretische Schranke der Entwicklungshypothese“ bezeichnet wird, dürfte wohl wieder auf einer Verwechslung beruhen (S. 487): „Die letzten Prinzipien, zu denen uns die Analyse unserer Erkenntnis führt, sind auch die letzten Voraussetzungen, zu denen wir gelangen können. Alle Erklärungen, Beweise und Hypothesen — also auch die Entwicklungshypothese selbst — stützen sich auf dieselben. Aber doch wohl nur die Hypothese betreffs der Ent-

wicklung, nicht die Entwicklung selbst, falls die Hypothese, welche eine solche nicht als einen Gedanken, sondern als ein Weltprinzip aufstellt, recht hat. — —

Referent hat die immer undankbare Aufgabe des Heraushebens von Stellen, die ihm angreifbar scheinen, nicht umgehen wollen, da die zweite gegenüber der ersten Auflage in der That viele Veränderungen aufweist, von denen der Verfasser zum Teil selbst ausweist, daß sie in Berücksichtigung von Kritiken erfolgt sind. Ob es freilich dem Verfasser passen wird, bei einer sicher zu hoffenden weiteren Auflage auch auf die mehrfach prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten Rücksicht zu nehmen, hält Referent bei der nur andeutenden Begründung seiner Gegenthesen für kaum wahrscheinlich. Um so mehr sei noch einmal auf die eingangs erwähnten Vorzüge des Buches hingewiesen, und zwar jetzt nicht, um das Buch zu loben (— daß sich z. B. HEINZES Empfehlung, es sei „eines der brauchbarsten psychologischen Lehrbücher neuerer Zeit“ [ÜBERWEG, *Gesch. d. Philos.* 7. Aufl. 3. Bd. S. 535], als wirksam erweist, habe ich kürzlich an einem konkreten Falle im akademischen Unterrichte zu erfahren Gelegenheit gehabt), sondern um angesichts anderer neuerer und neuester Erscheinungen, z. B. KÜLPES Buch, zu betonen, daß, wo HÖFFDING mit seinen psychologisch interessanten Beispielen aus dem Leben, der Dichtung u. s. f. weit über das hinausgeht, was man im Augenblicke als exakte Psychologie gelten läßt, für diese selbst dennoch weitere Aufgaben bezeichnet sind, die nicht aus dem Auge zu verlieren und am allerwenigsten einfach wegzuleugnen, mit zu den Verpflichtungen eben der Exaktheit gehört. Wenn HÖFFDING nicht wenig Krummes gerade sein läßt, so wird doch diese, der Theorie wohl für immer inkommensurabel bleibende Psychologie des wirklichen Lebens seitens der Theorie als ein Gegebenes anzuerkennen sein, der sich die Exaktheit ohne Ende, asymptotisch, zu nähern immer wird trachten müssen. Umkehren, wie vielleicht mancher gern möchte, läßt sich das Gleichnis nun einmal nicht: denn das Leben wird hoffentlich nie ein Bedürfnis spüren, sich der starren Geraden, genannt „exakte Psychologie“, zu „nähern“ — nicht einmal „ohne Ende“.

A. HÖFLER (Wien).

THEOBALD ZIEGLER. **Das Gefühl.** Eine psychologische Untersuchung. Stuttgart, Göschen 1893. 328 S.

Verfasser sagt im Vorwort: „Die Psychologie hat neben ihrer streng wissenschaftlichen Seite von Haus aus auch einen Zug zum Populären und allgemein Menschlichen. Ich fürchte denselben nicht und meide darum auch nicht den bösen Schein. Und so habe ich für diese Untersuchung eine allgemein verständliche Sprache gewählt, es im übrigen den verschiedenen Seiten meines Gegenstandes überlassend, ob sie eine strengere oder laxere Behandlung fordern und ertragen. Die Einheitlichkeit der Darstellung im ganzen sollte darüber, denke ich, doch nicht in die Brüche gegangen sein.“

Also nach des Verfassers eigener Absicht eine Arbeit gleichen Charakters auf monographischem Boden, wie nach dem in der vorstehenden Anzeige begründeten Gesamteindruck das HÖFFDINGSche Buch